GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Grenzen der Geschlechterforschung

Annuß, Evelyn

1999

https://doi.org/10.25595/743

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Annuß, Evelyn: *Grenzen der Geschlechterforschung*, in: Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 17 (1999) Nr: 1, 91-102. DOI: https://doi.org/10.25595/743.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.1515/fs-1999-0112

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

eine Verengung mit sich. Die Verknüpfung von Fragen der Frauen- und Geschlechterforschung mit Fragen der Disziplingrenzen reduziert die Genderstudies und wertet die Disziplingrenzen auf, weil sie sie braucht, um sie dann überschreiten zu können.

Anmerkungen

1 Siehe hierzu: Krauss, Rosalind: Der Tod der Fachkenntnisse und Kunstfertigkeiten. In: *Texte zur Kunst.* Nr. 20/1995, S. 61-67, vor allem S. 64.
2 Baureithel, Ulrike: Das Gefühl, Außenseiter zu sein. Gender Studies an der Humboldt legen Wert auf Interdisziplinarität. *Die Tageszeitung,* 4./5. April 1998, Magazin, S. IX.
3 Knapp, Gudrun-Axeli/Landweer, Hilge: »Interdisziplinarität« in der Frauenforschung: Ein Dialog. In: *L'Homme.* Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 2/1995, S. 6-38, S.11.
4 Ebenda, S. 16.
5 Ebenda, S. 22.
6 Siehe hierzu Geyer, Christian: Soziologische Manifeste oder wie die Soziologie sich zur Orientierungswissenschaft wandeln will. In: *Neue Rundschau* 3/1998, S. 44-51. Siehe dort auch zur Kritik an den wissenschaftspolitischen Überlegungen von Lepenies, Wolf: *Benimm und Erkenntnis.* Frankfurt a.M. 1997.
7 Nussbaum, Martha: Die Tyrannnei der Gewohnheit, *Feuilleton-Beilage der Süddeutschen Zeitung* April 1998, S. 12-14.

Evelyn Annuß

Grenzen der Geschlechterforschung[1]

In den letzten Jahren haben sich die Rahmenbedingungen der Geschlechterforschung in der BRD grundlegend verändert. Ihre Anfänge in den siebziger Jahren waren gekennzeichnet vom multidisziplinären Zusammenschluß von Frauen aus unterschiedlichen Wissenschaftsfeldern.[2] Hausen hat das als »interdisziplinäre Kinderstube der Frauen- und Geschlechterforschung« bezeichnet, in der noch niemand versucht hat, »eine disziplinäre Zugangsberechtigung zum Revier einzufordern« (Hausen 1998, 63). Nicht zuletzt über die Erfahrung des Ausschlusses insbesondere aus den höheren Statusgruppen der Universität entwickelte sich ein inhaltliches Interesse an der damals sogenannten Frauenforschung. Dabei wurden althergebrachte disziplinäre Grenzverläufe in Frage gestellt: Denn die frauenpolitische Strategie zur Umgehung der herrschenden, ›männerpolitischen‹ Schließungsmechanismen innerhalb der Universitäten war vor allem der Kampf um ein eigenes Wissenschaftsfeld. Die Einsicht in die Relevanz der Kategorie Geschlecht war also nicht zuletzt den veränderten Konkurrenzverhältnissen inner- und außerhalb des akademischen Feldes geschuldet. Sie basierte auf realen Ausschlußerfahrungen, die zum Motor feministischer Wissenschaftskritik wurden, und diente gleichzeitig als disziplinenübergreifende *bonding*-Kategorie[3] zur Durchsetzung innerhalb der *alma mater.*

Das inhaltliche Interesse an geschlechterspezifischen Fragestellungen wurde explizit als politischer Einsatz in einem von Männerkartellen beherrschten Wissenschaftsspiel verstanden. Territoriale Kämpfe um Frauenforschung konnten sich vom Selbstverständnis her auf

die Frauenbewegung und ihre politischen Ziele berufen. Zunächst waren die Grenzen zwischen neuer sozialer Bewegung und Forschung fließend. Insofern ist die Entwicklung der Geschlechterforschung als allmähliche Verwissenschaftlichung eines frauenpolitischen Projektes zu verstehen. Heute wird dem akademischen Feminismus der ersten Stunde, den Anfängen der Geschlechterforschung also, immer wieder essentialistische Identitätspolitik nachgesagt. Die damit verknüpfte Homogenitätsunterstellung greift trotz der politischen Herkunft der Geschlechterforschung fehl. Neben einer essentialistischen Orientierung innerhalb der Frauenforschung existierten ganz unterschiedliche, auch gegensätzliche Ansätze. Theoriepolitisch stand zudem ein signifikanter Teil der hiesigen Frauenforschung zunächst in einem mehr oder weniger festen Bündnis mit marxistischer Gesellschaftswissenschaft, mit kritischer Theorie; diese hat Horkheimers Auffassung eines interdisziplinären Materialismus zufolge »die Menschen als die Produzenten ihrer gesamten historischen Lebensformen zum Gegenstand« (Horkheimer 1988, 217).

Seit den achtziger Jahren kam es zur Etablierung und gleichzeitigen Disziplinarisierung der nun oftmals sogenannten feministischen Wissenschaft. In dieser Umbenennung des Projekts Frauenforschung deutete sich eine Reorientierung an: Es wurde nicht länger direkt auf die von den inneruniversitären Schließungsmechanismen betroffenen Frauen verwiesen, sondern eine inhaltliche Fokussierung auf deren theoriepolitisches Ziel vorgenommen: die feministische Kritik der ›männlichen Wissenschaft‹.[4] Mit dem »Auseinanderdriften der fachspezifisch weiterentwickelten Kompetenzen, Kenntnisse und Interessen« und angesichts »der wachsenden Zahl an Spezialistinnen« nahm auch der Zwang ab, »sich über die Grenzen der eigenen Disziplinen hinweg zu verständigen« (Hausen 1998, 64). Im Zuge der Einrichtung von Frauenprofessuren und Schwerpunktbildungen in den einzelnen Fächern kam es zur disziplinären Nischenbildung. Diese funktionierte stellenweise über identitätspolitische Rhetoriken, die die ersten Schritte in Richtung Institutionalisierung für den *malestream* ungefährlich erscheinen ließen. Der Versuch, den verschiedenen inhaltlichen wie statusmäßigen Positionen von Frauen Homogenität zuzuschreiben, stand allerdings im Widerspruch zur wachsenden Konkurrenz innerhalb der jeweiligen Disziplinen.

Der *gender turn* schließlich, der einherging mit der allmählichen Umbenennung der Frauen- oder feministischen in Geschlechterforschung, führte zu einer zunehmenden Verwissenschaftlichung nicht zuletzt durch die Abkehr von frauenpolitischen Argumentationsfiguren in der akademischen Auseinandersetzung. Stärker exponiert wurde nun die Relationalität der Geschlechterverhältnisse und -bilder. Das explizit politische, feministische Selbstverständnis der Forschungsansätze verlor an Gewicht. Dieser Trend und die zunehmende Ausdifferenzierung und Etablierung im akademischen Feld haben sich wechselseitig bedingt. Die Kategorie Geschlecht konnte in dem Moment auf breiterer Ebene forschungs- und förderungsrelevant werden, in dem bereits eine ansatzweise Etablierung stattgefunden hatte und die wissenschaftliche Arbeit nicht mehr unmittelbar politisch besetzt war. Seit den neunziger Jahren wurden Graduiertenkollegs und fächerübergreifende Einrichtungen zur interdisziplinären Geschlechterforschung geschaffen, die auch Lehraufgaben wahrnahmen. Inzwischen finden die ersten Experimente mit disziplinenübergreifenden Studiengängen statt. Und die Vielfalt der Forschungsansätze wie Gegenstandsbereiche ist heute kaum mehr zu überblicken. Noch boomt die Geschlechterforschung trotz der aktuellen Finanzkrise an den Hochschulen.

Ihre Etablierung unterscheidet sich

von der Herausbildung herkömmlicher Disziplinen durch die ursprüngliche Verwurzelung in einer neuen sozialen Bewegung. Darüber hinaus wird sich das Wissenschaftsfeld Geschlechterforschung auch weiterhin nicht als eigenständige Disziplin konstituieren. Die seit dem letzten Jahr eingerichteten Magister-Studiengänge an der Berliner Humboldt Universität oder in Oldenburg, demnächst auch in Bremen und Potsdam, sind fächerübergreifend organisiert, die Aufbaustudiengänge wiederum mit unterschiedlichen Schwerpunktbildungen versehen und dadurch in spezifischen Disziplinenverbünden verankert.[5] Es handelt sich bei den neuesten Institutionalisierungstrends eher um eine virtuelle Disziplinenbildung. Momentan findet eine fächerübergreifend organisierte disziplinäre Expansion der Geschlechterforschung, nicht der Auszug aus den einzelnen Fächern statt. Diese Form der Etablierung schlägt sich auch in den inzwischen hochprofessionalisierten Forschungen innerhalb der einzelnen Disziplinen nieder. An die Stelle der anfänglichen Ausgrenzung und Isolierung der Frauennischen ist die ansatzweise Eingemeindung in den Wissenschaftsbetrieb getreten. Die Geschlechterforschung wird nicht mehr schlicht delegitimiert und delegiert, sondern allmählich als wissenschaftliche ernst genommen und auf breiterer Basis aufgegriffen.

Prognosen über ihre weitere Entwicklung abzugeben, ist angesichts der gegenwärtig widersprüchlichen Situation allerdings schwierig.[6] Der innerakademische Kampf um die Ressourcen hat sich wegen des zunehmenden Ökonomisierungs- und Rationalisierungsdrucks derart verschärft, daß es keineswegs ausgemacht ist, inwiefern sich das momentane Angebot zur Geschlechterforschung im alltäglichen Gremienkampf halten läßt. In den einzelnen Fächern müssen die feldspezifischen Grenzen angesichts zunehmender Konkurrenz umso klarer gewahrt und verteidigt werden. Damit ist die inter- oder transdisziplinäre organisatorische Ausrichtung der neuen Studiengänge zur Geschlechterforschung gegenläufig zu den Entwicklungstendenzen im akademischen Feld. Die Universitäten reagieren weitgehend mit Redisziplinierung auf den ansatzweisen staatlichen Rückzug aus der finanziellen Regulation von Forschung und Lehre.[7] Gleichzeitig gilt auf übergeordneter Ebene Geschlechterforschung inzwischen als relevant für die Konkurrenzfähigkeit der Universitäten und als willkommene Form, die Frauenförderquoten zumindest im Ansatz zu erfüllen. Die Entwicklung der Geschlechterforschung findet also statt im Kontext akuter Kämpfe um disziplinäre Grenzen einerseits und um die Konstitution der Geschlechterforschung als disziplinenübergreifendes Lehr- und Wissenschaftsfeld andererseits.

Angesichts der derzeitigen Umbruchsituation im akademischen Feld im allgemeinen und der Geschlechterforschung im besonderen sind gerade die Verhandlungen darüber interessant, was dieses hochgradig ausdifferenzierte Wissenschaftsfeld – zumindest auf der Diskursebene – zusammenhält. Als argumentative Klammer der inter- oder transdisziplinären organisatorischen Verankerung der Geschlechterforschung dient der Verweis auf die gesellschaftliche Relevanz der Geschlechterverhältnisse und auf die Wissenschaftskritik.[8] Die Funktion der Kategorie Geschlecht für die Produktion und Organisation von Wissen ist eine der zentralen Begründungen für die derzeitige Etablierung der Geschlechterforschung. Daraus erklärt sich möglicherweise die viel beachtete und aufgeregt geführte Gender-Debatte der letzten Jahre.[9] Die sich seit einigen Jahren abzeichnende Institutionalisierung der Geschlechterforschung als disziplinenübergreifendes Feld wurde eingeläutet und begleitet von metatheoretischen, transdisziplinären Auseinandersetzungen um die Kategorien Geschlecht und Identität.

In diesem Kontext ist auch der Import Judith Butlers zu sehen.

In den USA verlief die Butler-Rezeption weitaus weniger aufgeregt. Das hängt möglicherweise mit der dortigen Ausdifferenzierung dessen zusammen, was in der BRD innerhalb eines heterogenen Feldes zusammengefaßt ist: Im Unterschied zu den USA gibt es in der BRD bislang keine Spaltung in *women's, gay and lesbian, gender* und *queer studies*. Da die *queer theory* sich nicht als ein eigenes, konkurrierendes Wissenschaftsfeld konstituiert und außerdem nicht eindeutig frauenpolitischen bzw. feministischen Kontexten zuzuordnen ist, markiert die Butler-Rezeption hierzulande eine Krise innerhalb der Geschlechterforschung insgesamt, die mir so auf den US-amerikanischen Kontext nicht übertragbar zu sein scheint. Über die wenig ergiebigen, aber immerhin prestigeträchtigen Auseinandersetzungen um Butlers Ansatz wurde in den letzten Jahren hierzulande auch die Definitionsmacht darüber ausgehandelt, was Gegenstand der Geschlechterforschung und wer für die wissenschaftliche Arbeit in diesem spezifischen Feld zuständig ist. Die Gender-Debatte verstehe ich auch als Krisenphänomen, über das die Grenzen der Geschlechterforschung – ihre Gegenstandsbereiche, die Zusammensetzung der Forschungssubjekte und auch ihre Forschungsparadigmen – neu verhandelt wurden. Im metatheoretischen Streit jenseits gegenstandsbezogener Forschung wurde versucht, das Feld einer virtuellen Disziplin abzustecken.

Funktion der Gender-Debatte

Die Gender-Debatte entzündete sich im deutschsprachigen Kontext vor allem an Fragen nach körperlicher Materialität. Butlers Kritikerinnen arbeiteten sich an deren tatsächlich mißverständlichen Formulierungen in *Das Unbehagen der Geschlechter* ab, der Körper sei als Fiktion bzw. Geschlechteridentitäten seien als Wahrheitseffekte eines Diskurses (Butler 1991, 201) zu verstehen.[10] Rückblickend scheinen an diesen Auseisandersetzungen um Butler eher die Auslassungen als die zum Teil berechtigten inhaltlichen Kritikpunkte interessant zu sein, d.h. – bezogen auf die erste Hälfte der neunziger Jahre – die Entnennung der eigentlichen theoriepolitischen Intervention Butlers im Feld der Geschlechterforschung: Stellvertretend für die *queer theory* bestand diese Intervention in der Kritik der von Butler sogenannten heterosexuellen Matrix.[11]

Die Grundlage dafür, daß Butler im deutschsprachigen Kontext überhaupt in einem solchen Maße rezipiert wurde, ist im Kern bereits angelegt in deren eigenem Einsatz im Wissenschaftsspiel Geschlechterforschung.[12] *Das Unbehagen der Geschlechter* trat als fundamentaltheoretische Reformulierung und dekonstruktive Neubestimmung der Kategorie Geschlecht auf, um die heterosexuelle Matrix als Grundvoraussetzung von Zweigeschlechtlichkeit bzw. von deren Naturalisierung darzustellen. In dem Moment, in dem auf metatheoretischer Ebene die ideologische Rahmung eines ganzen Wissenschaftsfeldes verhandelt wurde, mußte Butlers Einsatz von einigen als grundlegende Provokation begriffen werden. Ihre Ableitung der Naturalisierung von Zweigeschlechtlichkeit aus der heterosexuellen Matrix bzw. aus dem Homosexualitätstabu der herrschenden Geschlechterordnung[13] widersprach dem *mainstream* der Geschlechterforschung in der BRD, der primär die hierarchische Differenzierung von Frauen und Männern problematisierte. In der Kritik Butlers wurde an einer dyadischen Konzeption der Geschlechterdifferenz festgehalten. Polemiken von Duden (1993) oder Treusch-Dieter (1994), auch die Reduktion von vergeschlechtlichten Existenzweisen auf zwei distinkte, soziale Geschlechter etwa bei Maihofer (1994, 1995), können nicht zuletzt als

theoriepolitische Strategien gegen den Perspektivenwechsel in der Geschlechterforschung gelesen werden. Die permanente Ausblendung von Butlers Kritik heterosexistischer Machtverhältnisse ließe sich demnach auf der Ebene eines kollektiven Unbewußten als Abwehr- und Verteidigungskampf verstehen gegen die Bedrohung, die die *queer theory* im Feld der Geschlechterforschung für manche offenbar darstellte. Diese Bedrohung liegt möglicherweise in der Redefinition dessen, was als relevanter Forschungsgegenstand betrachtet wird und wem gewissermaßen naturwüchsig die Zuständigkeit für diesen Forschungsgegenstand zukommt. Über die Gender-Debatte wurde auf dem beengten Terrain der deutschsprachigen Geschlechterforschung aus meiner Sicht also noch etwas anderes ausgefochten als die Frage nach der Materialität der Körper und ihrer geschlechtlichen Differenzierung. Indizien dafür sind zum einen die erstaunliche Schärfe der Kritik[14] und zum anderen die Nichtzurkenntnisnahme und Neutrallsierung des spezifischen Einsatzes von Butler. Denn die These von der heterosexuellen Matrix als Voraussetzung von Zweigeschlechtlichkeit wurde zunächst schlicht ausgeblendet, also gar nicht erst als kritikwürdig dargestellt.

Die Gender-Debatte war für die Geschlechterforschung ein Wendepunkt auch im Hinblick auf die Bestimmung der Zuständigkeitsbereiche von Forschungssubjekten. Bisherige Fragestellungen und Perspektiven der Frauenforschung sind Verhandlungsmasse geworden und die ›organische‹ Kopplung des Gegenstandes Geschlecht an das Geschlecht der bisher fast ausschließlich weiblichen Forschungssubjekte erscheint allmählich fragwürdig. Die Öffnung der Geschlechterforschung für Lesben- *und* Schwulenthemen ist auf einer sehr viel breiteren Ebene als bisher zum Einfallstor für Männer in ein sich etablierendes Wissenschaftsfeld geworden. Dies umso mehr, als die (Homo-)Sexualitätsforschung, in deren Zusammenhang sich die *queer theory* auch verortet, in der BRD bislang fast ausschließlich eine Schwulen-Domäne außerhalb der Vernetzungszusammenhänge der Geschlechterforschung war. Darin scheint mir die Sprengkraft der Popularisierung der *queer theory* in der BRD zu liegen. Referenzpunkt ist für sie nicht die soziale Ungleichheit zwischen Frauen und Männern, sondern die symbolische Schließung gegenüber nicht anerkannten oder marginalisierten Sexualitäten (Martin 1994). Über die Butler-Rezeption und die daraus entstandene Gender-Debatte wurde die Zusammensetzung eines Wissenschaftsfeldes und dessen theoriepolitische Währung neu verhandelt. Die Koalitionen, die die Voraussetzungen der Geschlechterforschung erkämpft haben, stehen sowohl im Hinblick auf ihre geschlechterspezifische als auch auf ihre theoriepolitische Zusammensetzung zur Disposition.

Über die ansatzweise Etablierung auch der *queer theory* findet auf metatheoretischer Ebene gerade eine weitere Hinwendung zur kulturwissenschaftlich orientierten, dekonstruktiven und zwischen den Disziplinen angesiedelten ›Queer-Disziplinarität‹ (Knapp/Landweer 1995, 14) statt. Diese geht einher mit der Abkehr von der im Rahmen der kritischen Theorie sozialwissenschaftlich bestimmten bisherigen Interdisziplinaritätsauffassung. Der Einsatz der *queer theory* kommt der derzeitigen Umstrukturierung des Territoriums der Geschlechterforschung und auch ihrer kulturwissenschaftlichen Neubestimmung in den metatheoretischen Rahmen-Debatten entgegen. Dabei entsprechen die neuen Allianzen der *queer theory* der ohnehin stattfindenden Entkopplung von Frauenpolitik und Geschlechterforschung innerhalb des akademischen Feldes und der allmählichen Unterstützung einer weitergehenden Institutionalisierung von Geschlechterforschung durch –

zumindest einige – Männer. Heute ist es keineswegs mehr klar, warum gerade Frauen für die Erforschung der Kategorie Geschlecht zuständig sein sollen, weil sich das Selbstverständnis des Wissenschaftsfeldes im frauenpolitischen Sinne entpolitisiert, damit entfeminisiert und akademisiert hat. Von einer generellen Entpolitisierung kann allerdings auch momentan nicht die Rede sein.

Theorie-Politik

Der Beginn der neuen Frauenbewegung und die daraus hervorgehenden Forschungsansätze waren gekennzeichnet vom Wandel linken Politikverständnisses bzw. ein Teil der Frauenforschung präfigurierte diesen Wandel.[15] Generell zeichnet sich die Geschlechterforschung von ihren Anfängen bis zum derzeitigen Wechsel ihrer Forschungsparadigmen durch den Rekurs auf politische Rhetoriken und Kapitale aus. Nicht nur die Frauenforscherinnen der ersten Stunde, auch die *queer theorists* reklamieren für sich immer wieder kulturelle und politische Bewegungskapitale außerhalb des akademischen Feldes, um sich innerhalb der Universitäten durchzusetzen. Die mit der Gender-Debatte populär gewordene Kritik feministischer Identitätspolitik bedeutet dabei keineswegs die generelle Abnahme von Bornierungen, sondern eher eine Reorientierung, die wiederum andere Formen des – mit Butler gesprochen – konstitutiven Außen produzieren bzw. theoretisch ratifizieren. Politisches Ziel der *queer theory* ist die »Reartikulation des symbolischen Horizonts« (Butler 1995, 48) im Sinne der gesellschaftlichen Anerkennung von denjenigen Identitätsformen, die Butler zufolge bislang als illegitime die konstitutiven Grenzen legitimer Identitätsformen waren. Diese Programmatik knüpft kritisch an frühere Identitätspolitiken an, indem sie ein anderes dynamisiertes, nicht repräsentationslogisch operierendes Identitätsverständnis fordert. Es handelt sich also um das Einklagen einer selbstkritischen Dimension innerhalb der Politik sozialer Bewegungen, die die eigene Heterogenität nicht mehr ausblendet, sondern sie als Stärke und Voraussetzung für offene Bündnisse begreift. In diesem Sinne versteht Hark, die das Projekt der *queer theory* für den deutschsprachigen Diskussionskontext fortschreibt, die »*Durchstreichung* von Identität« explizit als »Teil des Projekts der Demokratisierung von Identitäts-Politik« (Hark 1996, 30), also keineswegs als deren Verabschiedung. Identitätspolitik und Kritik der Identitätspolitik als deren Modernisierung befinden sich auf einer Planke derselben Plattform. So gesehen wird die Kompatibilität der Einsätze des identitätspolitisch orientierten Teils der heutzutage kritisierten Frauenforschung und der *queer theory* im Wissenschaftsspiel deutlich: Beide greifen auf ein gemeinsames, inzwischen hegemoniales ideologisches Deutungsmuster zurück, dessen Referenzpunkte um die Begriffe Kultur und Identität zentriert sind. Die Diskursivierung sozialer Kämpfe ist heute nicht mehr am (Klassen-)Interesse und an notwendiger Umverteilung orientiert, sondern an Identität und Anerkennung (Fraser 1997, 11). Die Verschiebung des Identitätsverständnisses – weg von einem repräsentativen hin zu einem performativen – bleibt der Konzentration auf Anerkennung verhaftet.[16]

Was für alte wie neue Identitätspolitiken kennzeichnend ist, ist der Fokus auf Diskriminierungsfragen. Insofern stehen auch *queer politics* in einer seit den sechziger Jahren mit dem *civil rights movement* und der Frauenbewegung begonnenen Reorientierung politischer Kämpfe, die das nichteingelöste Versprechen formaler Gleichheit in unterschiedlichen Feldern der bürgerlichen Gesellschaft einklagen. Was dabei vergessen wird, ist, daß die formale Gleichheit aller und deren Recht auf individuelle Differenz die politische Form kapitalistischer Ver-

gesellschaftung ist, durch die hindurch sich reale Ungleichheiten zwar verschieben, aber notwendig strukturell reproduzieren. Ausgeblendet wird in der sogenannten kulturellen Linken[17], welchen konkreten inhaltlichen Beschränkungen die gesellschaftliche Anerkennung besonderter Gruppen oder Individuen dementsprechend unterworfen ist. Was sich in den letzten Jahren verändert hat, ist nicht nur die mit poststrukturalistischen Denkfiguren ausgestattete (theorie-)politische Rhetorik, sondern auch die zunehmende Fragmentierung und Ausdifferenzierung der identitätspolitischen Referenzpunkte. Diese Ausdifferenzierung deutete sich in den Differenzdiskussionen beispielsweise innerhalb der Frauenzusammenhänge der achtziger Jahre schon an. Was heute zugenommen hat, ist die Totalisierung des Symbolischen zum eigentlichen Feld politischer Auseinandersetzung und die Ontologisierung des strukturellen Rahmens symbolischer Politiken: der bürgerlichen Öffentlichkeit als ihrem Spielfeld. Aufgabe einer Wissenschaft, die sich die Frage nach emanzipatorischen Praxen stellt, kann nicht die Selbstbegrenzung auf diese Anerkennungs-Politiken sein, sondern ist vielmehr die Kritik der Politik. »Der *politische* Verstand ist eben *politischer* Verstand, weil er *innerhalb* der Schranken der Politik denkt. Je geschärfter, je lebendiger, desto *unfähiger* ist er zur Auffassung sozialer Gebrechen« (MEW 1, 402).

›Entpolitisierung‹ der Geschlechterforschung

Ich möchte abschließend für eine verstärkte ›Entpolitisierung‹ der Geschlechterforschung plädieren; d. h. erstens für eine grundlegende Kritik des identitätspolitischen Paradigmas, das auch für *queer politics* noch kennzeichnend ist, und zweitens für eine weitestgehende Trennung von wissenschaftlichen, frauen- und institutionenpolitischen Bestrebungen. Der erste Aspekt, die Kritik der Politik, mag durchaus einhergehen mit einer Rückbesinnung auf sozialwissenschaftliche Paradigmen zur kritischen gesellschaftlichen Verortung und Historisierung der Kategorie Geschlecht. So notwendig es ist, blinde Flecken innerhalb der Geschlechterforschung zu problematisieren; die Übersetzung dekonstruktiver Vorstellungen von Iterabilität, von der Wiederholung und notwendigen Verschiebung der Bedeutungszusammenhänge, in *queer politics* und *-theory* scheinen mir das verkehrte Handwerkszeug zu sein, um die heterosexuelle Matrix kritisch bestimmen zu können. Hier bedarf es einer sozialwissenschaftlich und historisch fundierten Forschung. Auch um die Veränderungen innerhalb der Geschlechterforschung zu begreifen, ihre hausgemachten Diskursverschiebungen und die ihnen zugrundeliegenden institutionellen Aspekte, ist weniger eine transdisziplinäre Dekonstruktion der Fächergrenzen als eine Soziologie der Geschlechterforschung im Anschluß an Bourdieus *Homo academicus*[18] angezeigt (Bourdieu 1992). In diesem Kontext scheint mir auch Bourdieus in *Männliche Herrschaft revisited* formulierte Forderung nach einer (sozialwissenschaftlichen) Dekonstruktion der Dekonstruktion in der Geschlechterforschung bedenkenswert (Bourdieu 1997, 98). Die Forderung nach Selbstreflexivität in diesem Wissenschaftsfeld sollte – und das mag nun meinerseits eine idealistische Vorstellung sein – nicht an die institutionenpolitische Antrags- und Evaluationsprosa preisgegeben werden, sondern müßte inhaltlich und selbstkritisch gefüllt werden. Das gilt vor allem für die momentan geführten, eher abstrakten Diskussionen über die Inter- und Transdisziplinarität der zu etablierenden Studiengänge, die offenbar die Meta-Debatten um die Kategorie Geschlecht ablösen. Inzwischen scheinen mir die Be-

griffe immer mehr zu bloßen Spieleinsätzen im institutionenpolitischen Gerangel zu verkommen, da die Auseinandersetzungen um die (trans-)disziplinäre Selbstreflexivität im Wissenschaftsfeld nicht länger auf konkrete Forschungsgegenstände hin orientiert sind. Inter- oder Transdisziplinarität müßte im jeweiligen Forschungskontext kritisch reflektiert,[19] anstatt in metatheoretischer Jargongenerierung verschlissen zu werden. Darüber hinaus gilt es, die ja durchaus stattfindenden gegenstandsbezogenen Forschungen angesichts der reputationsträchtigeren theoriepolitischen Auseinandersetzungen nicht aus den Augen zu verlieren. Für die heterogenen Forschungsprojekte in der Geschlechterforschung brauchen wir alles andere als eine metatheoretisch begründete Leitwissenschaft – sei sie nun aus dem sozial- oder kulturwissenschaftlichen Bereich.[20] Was wir brauchen, ist vielmehr ein kritischer Blick auf die momentan manchmal allzu begrenzten Fragestellungen und eine Rückbesinnung auf inzwischen verdrängte gesellschaftswissenschaftliche Einsichten für die Reflexion des Politischen.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wird die Frage relevant, was unterschiedliche Einrichtungen zur Geschlechterforschung momentan leisten können. Was die Lehre anbelangt, gibt es an den drei Berliner Universitäten verschiedene Modelle; insofern ist Berlin das ideale Testfeld für unterschiedliche Lehrformen in der Geschlechterforschung: An der Freien Universität ist dieses Wissenschaftsfeld in den einzelnen Disziplinen angesiedelt. Wissenschaftsmanagement und Koordinationsaufgaben werden von der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung getragen. Die Seminare der Gender Studies an der Humboldt Universität werden von Lehrenden aus den jeweiligen Disziplinen angeboten und vom Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung koordiniert; die Studierenden sind gewissermaßen zum nomadisierenden Studium gezwungen. Am Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung des Fachbereichs für Kommunikations- und Geschichtswissenschaft an der Technischen Universität wird versucht, mit einem Ergänzungangebot und durch kooperative Lehrveranstaltungen Geschlechterforschung in die einzelnen Fächer hineinzutragen, während die Studierenden in den grundständigen Studiengängen bleiben und dort ihr Handwerkszeug lernen; Koordinationsaufgaben werden von den Lehrenden übernommen.

Die organisatorische Vielfalt läßt sich auch als Chance begreifen, um in der momentan undurchschaubaren Situation im akademischen Feld verschiedene Konzepte auszuprobieren und auch die inhaltliche wie personengebundene Ausdifferenzierung in der Gegenstands- und Methodenwahl auszubauen. Dabei werden wir nicht umhinkönnen, die Überschreitung der Grenzen in Richtung Sexualitäts- und Männerforschung mitzutragen und den damit verbundenen ›Geschlechtswechsel‹ der Forschungssubjekte hinzunehmen. Das macht eine stärkere Trennung von Geschlechterforschung und frauenpolitischem Einsatz auf organisatorischer Ebene notwendig. Ein erster Schritt war bereits die Einrichtung von Frauenbeauftragten und die damit verknüpfte Trennung der Zuständigkeitsbereiche Frauenpolitik/Quotierung und Forschung/Lehre. Was die gegenwärtige Restrukturierung im akademischen Feld für die Geschlechterforschung bedeuten wird, bleibt für mich eine offene Frage. Es wäre jetzt an der Zeit, den programmatischen Fokus der verschiedenen Einrichtungen zur Frauen-/Geschlechterforschung von frauenspezifischen Fragestellungen auf geschlechterspezifische im breitesten Sinne zu erweitern. Nötig scheint mir auch ein genaues Nachdenken über die nach wie vor notwendige Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nach-

wuchses zu sein; d.h. darüber, inwiefern diese Förderungspolitiken radikal getrennt werden müssen von der weiteren Etablierung der Geschlechterforschung, *ohne* bereits erkämpfte Fördermöglichkeiten preiszugeben. Es ist nicht einzusehen, warum die Frauenfördermöglichkeiten immer wieder auf die Geschlechterforschung konzentriert werden, auf ein Feld also, in dem ohnehin überproportional viele Frauen arbeiten. Hier wäre eine ›Entgrenzung‹ bzw. eine Entdramatisierung des *›battle of the sexes‹* notwendig, während in anderen Bereichen des akademischen Feldes die Quotierungsanstrengungen zugespitzt werden müßten. Feststeht außerdem, daß wir weiterhin eine Koordination der Geschlechterforschung an den Universitäten brauchen, um bestimmte wissenschaftspolitische und organisatorische Aufgaben zu übernehmen – sowohl im Hinblick auf die über ihre Fächergrenzen hinausblickenden Studierenden als auch für die Lehrenden und Forschenden. Denn es gibt wohl kaum ein Wissenschaftsfeld, das sich so sehr durch Heterogenität und durch die Anstrengung der Überschreitung seiner und anderer Grenzen auszeichnet wie die im Gremienalltag und anderswo umkämpfte Geschlechterforschung.

Anmerkungen

1 Überarbeitete Fassung eines Vortrags vom 2. Juli 1998 an der Freien Universität Berlin anläßlich des 18. Geburtstags der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung. Dank an die Organisatorinnen und TeilnehmerInnen dieser Festveranstaltung sowie an Juliane Rebentisch für kritische Einwände. Der folgende kursorische Überblick über Entwicklung und Stand der hiesigen Geschlechterforschung läßt geographische und disziplinäre Differenzen weitgehend unberücksichtigt; eine genauere Bestimmung der Trendverschiebungen in diesem Wissenschaftsfeld würde den Rahmen des Beitrags sprengen.

2 Programmatisch zur Interdisziplinarität bekannte sich Gisela Bock bereits 1976: »Eine Frauenwissenschaft muß interdisziplinär sein: denn eine einzelne Wissenschaft oder Methode reicht nicht aus, unsere Fragen zu beantworten« (Bock 1976, 20).

3 So Gudrun-Axeli Knapp in ihrem Beitrag »Konzepte von Interdisziplinarität in der gegenwärtigen feministischen Theoriediskussion« zum Sommer-Colloquium *Geschlechterforschung zwischen disziplinärer Spezialisierung und Interdisziplinarität,* das am 4. und 5. Juli 1997 am Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Fachbereich 1 der Technischen Universität Berlin, stattfand.

4 Vgl. die von Karin Hausen und Helga Nowotny 1984 organisierte Tagung ›Wie männlich ist die Wissenschaft?‹ am Bielefelder Zentrum für Interdisziplinäre Forschung (Hausen/Nowotny 1986).

5 Derzeit existiert in Oldenburg ein Aufbaustudiengang kulturwissenschaftliche Geschlechterforschung. In Hannover wiederum soll ein sozialwissenschaftlich orientierter Aufbaustudiengang aufgebaut werden; weitere sind in Planung.

6 Zu den widersprüchlichen wissenschaftspolitischen Rahmenbedingungen siehe Knapp in dies./Landweer 1995, 34; insbesondere Anm. 38.

7 Bedenkenswert sind allerdings Landweers Vorbehalte gegen die Ghettoisierung der Geschlechterforschung als Quasi-Disziplin, die die Rezeption ihrer Ergebnisse in den Fachdisziplinen auf weite Sicht unter Umständen eher erschwert (Knapp/Landweer 1995, 23-24).

8 Frauenpolitische Argumentationsfiguren spielen in der jeweiligen Begründungsprosa hingegen kaum noch eine Rolle; vgl. das jeweilige Selbstverständnis der in den neunziger Jahren gegründeten Einrichtungen zur Geschlechterforschung in Berlin (Gender Studies der Humboldt Universität, Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung am FB 1 der Technischen Universität) oder in Oldenburg.

9 Stellvertretend sei hier auf die Auseinandersetzungen im Forum Humanwissenschaft der Frankfurter Rundschau 1993 und die im Heft 2 der Feministischen Studien des selben Jahres geführte De-

batte um die Kategorie Geschlecht verwiesen; vgl. zusammenfassend Osinski 1998, 114-117.

10 Butler hat auf die Kritik an *Das Unbehagen der Geschlechter* mit einer Reformulierung ihres Materialitätsbegriffs in, *Körper von Gewicht* (1995) reagiert. Darin versucht sie Vergeschlechtlichung bzw. die Materialisierung der Selbstverhältnisse im Rekurs auf einen sprechakttheoretisch fundierten Performativitätsbegriff zu fassen und diesen als prozessualen, zitatförmigen zu denken. In *Haß spricht* (1998) wiederum wird dieser Performativitätsbegriff differenzierter bestimmt. Sowohl *Haß spricht* als auch *The Psychic Life of Power* (1997) bieten kaum noch Zündstoff für ein Aufflammen der Gender-Debatte. Die darin aufgeworfenen sprach- und subjekttheoretischen Fragen zielen zwar weiterhin auf die Bedingungen der Möglichkeit für eine Erweiterung des gesellschaftlich Anerkannten; die starken und mißverständlichen Thesen zur Materialität des Körpers, die für Butlers frühere Publikationen kennzeichnend waren, spielen darin aber keine oder nurmehr eine untergeordnete Rolle (Annuß 1998).

11 Zunächst war es ausschließlich Sabine Hark, die Butlers Thesen zur heterosexuellen Matrix aufgriff, diese allerdings in einem feministischen, weniger in einem lesbisch-schwulen theoriepolitischen Kontext verortet wissen wollte (Hark 1991, 1996). In meiner Kritik an den gesellschaftstheoretischen. soziologischen und historischen blinden Flecken von Butlers vermeintlich radikalem politischen Entwurf habe ich diese Zielrichtung des kritischen Einsatzes noch nicht gesehen (Annuß 1996).

12 Das erklärt auch, warum im Gegensatz dazu die weniger metatheoretisch als am konkreten Gegenstand orientierten Arbeiten aus dem Dunstkreis der *queer theory* in der BRD zunächst gar nicht gelesen wurden. Vgl. beispielsweise die erst später aufgegriffenen Texte von Parker/Sedgwick (1995) oder etwa Sedgwick (1993). Diese fielen für viele offenbar schlicht aus dem angestammten Interessens- und Zuständigkeitsbereich der hiesigen Geschlechterforschung heraus.

13 Siehe bereits Butler in *Das Unbehagen der Geschlechter* zur Einverleibung des tabuisierten Liebesobjekts, über die ihr zufolge die geschlechtliche Differenzierung des Begehrens ermöglicht wird (Butler 1991, 93-113); vgl. hierzu auch die Beschäftigung mit Melancholie in *Körper von Gewicht* (Butler 1995, 308-312) und *The Psychic Life of Power* (Butler 1997, 132-198).

14 Vgl. insbesondere Duden (1993).

15 Das läßt sich grob begreifen als Hinwendung zu einer Beschäftigung mit spezifischen Gruppenidentitäten und dem Kampf um deren Anerkennung, zur Identitätspolitik also. Auch die in den achtziger Jahren aus den USA importierten Rassismusdebatten und die damit einhergehenden Umakzentuierungen in den Auseinandersetzungen um Differenzen zwischen Frauen lassen sich retrospektiv weitgehend als Fortsetzung einer kulturalistischen Wende in der feministischen Diskussion lesen, Zwar wurden die Interartikulationen von *gender, race and class* und *multiple oppression* diskutiert, also vielfältige und heterogene, in je spezifischen Wechselverhältnissen stehende Unterdrückungsmechanismen; die Rassismusdebatten setzten in der Geschlechterforschung der achtziger Jahre aber auch die Abkehr von materialistischer Gesellschaftskritik fort zugunsten der neuerlichen ›Entdeckung‹ und Affirmation der Heterogenität von Frauen. Darin korrespondierten die feministischen Diskussionen mit der Konjunktur des Multikulturalismus. Im Vordergrund standen die Anerkennung der Differenzen zwischen Frauen und die Kritik biologistischer Erklärungsmuster, nicht die Frage nach den gesellschaftlichen Ursachen von Besonderung und Ausschließung.

16 Fraser versucht einen harmonisierenden Ausblick auf die *interfaces* zwischen *socialist* und *queer politics* zu geben (Fraser 1997). Dem ließe sich entgegenhalten, daß die *queer theory* durch ihren theoriepolitischen Hintergrund den gesellschaftlichen, strukturellen Rahmen für spezifische Ausschließungen fast völlig dethematisiert, dessen Bestimmung den an der kritischen Theorie orientierten Teil der Frauenforschung noch umtrieb.

17 Vgl. Richard Rorty in einem Interview mit der ZEIT, »Laßt uns das Thema wechseln«, vom 18. Juli 1997, 39-40.

18 Dabei ginge es allerdings, anders als bei Hassauers *Homo Academica.* (1994), nicht nur um die Kritik männerpolitischer Schließungsmechanismen im akademischen Feld insgesamt, sondern auch und

vor allem um eine Reflexion interner Grenzkämpfe im Wissenschaftsfeld Geschlechterforschung. Eine derartige Studie über die Entwicklung der Geschlechterforschung und die derzeitige Funktion der Meta-Debatten steht bislang aus.

19 Zu bedenken wäre in der gegenwärtigen Diskussion um die Etablierung von Gender Studies auch Krauss' (1995) auf das US-amerikanische Universitätssystem bezogene Kritik an der Erosion der Fächer: »Diejenigen, die das [interdisziplinäre] Programm entwickeln und durchführen, werden ihre Fachkenntnisse dabei vielleicht einbringen, doch sie werden sie nicht mehr an ihre Studenten weitergeben, deren Aufmerksamkeit sich nun darauf konzentriert, das Phänomen in den Blick zu bekommen, um dessentwillen das Programm ins Leben gerufen wurde. Und genau daraus resultiert das Problem der Post- oder Interdisziplinarität, das wir als Problem des Endes der Fachkenntnisse (deskilling) identifizieren können« (ibid, 64).

20 Für mein eigenes Forschungsfeld, die Literaturwissenschaft und die ästhetische Theorie, bietet die Dekonstruktion weitaus mehr Anknüpfungspunkte als Bourdieus soziologistischer Imperialismus und die an ihn anschließenden Untersuchungen im literaturwissenschaftlichen Feld, vgl. beispielsweise Jurt (1995). Was die Politische Wissenschaft und die Reflexion von Theorie-Politiken anbelangt, scheint mir hingegen der Rekurs auf die Dekonstruktion alles andere als tragfähig zu sein.

Literatur

Annuß, Evelyn (1996): Umbruch und Krise der Geschlechterforschung: Judith Butler als Symptom (unter Mitarbeit von Robert Schmidt). In: *Das Argument* 216, S. 505-524.

Annuß, Evelyn (1998): Judith Butler: Haß spricht. Zur Politik des Performativen/ The Psychic Life of Power. Theories in Subjection. In: *Die Philosophin.* 17, S. 84-90.

Bock, Gisela (1977): Frauenbewegung und Frauenuniversität. Zur politischen Bedeutung der Sommeruniversität für Frauen. In: Frauen und Wissenschaft. Beiträge *Zur Berliner Sommeruniversität für Frauen,* Juli 1976. Berlin, S. 15-22.

Bourdieu, Pierre (1992): *Homo academicus.* Frankfurt a.M.

Bourdieu, Pierre (1997): Männliche Herrschaft revisited. In: *Feministische Studien.* 2, S. 88-99.

Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter.* Frankfurt M.

Butler, Judith (1995): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts.* Berlin.

Butler, Judith (1997): *The Psychic Life of Power. Theories in Subjection.* Stanford.

Butler, Judith (1998): *Haß spricht. Zur Politik des Performativen.* Berlin.

Duden, Barbara (1993): Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument. In: *Feministische Studien.* 2, S. 24-33.

Fraser, Nancy (1997): *Justice Interruptus. Critical Reflections on the ›Postsocialist‹ Condition.* New York/London.

Hark, Sabine (1993): Queer Interventionen. In: *Feministische Studien.* 2. S. 103-109.

Hark, Sabine (1996): *Deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität.* Leverkusen.

Hassauer, Friederike (1994): *Homo. Academica. Geschlechterkontrakte, Institution und die Verteilung des Wissens.* Wien.

Hausen, Karin/Nowotny, Helga (Hrsg.) (1986): *Wie männlich ist die Wissenschaft?* Frankfurt/M.

Hausen, Karin (1998): Geschlechterforschung und Interdisziplinarität – Perspektiven in Umbruchzeiten. In: *Werkstatt Geschichte,* Heft 19, S. 59-68.

Horkheimer, Max (1988): »Nachtrag« zu »Traditionelle und kritische Theorie«. In: *Gesammelte Schriften.* Bd. 4: *Schriften 1936-1941,* Frankfurt a. M., S. 217-225.

Jurt, Joseph (1995): *Das literarische Feld. Das Konzept Pierre Bourdieus in Theorie und Praxis.* Darmstadt.

Knapp, Gudrun-Axeli/Landweer, Hilge (1995): Interdisziplinarität in der Frauenforschung: Ein Dialog. In: *L'Homme* Heft 2, S. 6-38.

Krauss, Rosalind (1995): Der Tod der Fachkenntnisse und Kunstfertigkeiten. In: *Texte zur Kunst* 20, S. 61-67.

Maihofer, Andrea (1994): Geschlecht als Existenzweise. Einige kritische Anmerkungen zu aktuellen Versuchen zu einem neuen Verständnis von Geschlecht. In: *Geschlechterverhältnisse und Politik.*

Hrsg. vom Institut für Sozialforschung Frankfurt. Frankfurt/M., S. 168-187.
Maihofer, Andrea (1995): *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz.* Frankfurt/M.
Martin, Biddy (1994): Sexualities Without Genders and Other Queer Utopias. In: *diacritics* 2/3, S.104-121.
Marx, Karl (1981): Kritische Randglossen zu dem Artikel ›Der König von Preußen und die Sozialreform. Von einem Preußen‹. In: *Marx-Engels-Werke.* Bd. 1, S. 392-409.
Osinski, Jutta (1998): *Einführung in die feministische Literaturwissenschaft.* Berlin.
Parker, Andrew/Sedgwick, Eve Kosofsky (Hrsg.) (1995): *Performance and Performativity.* New York.
Sedgwick, Eve Kosofsky (1993): Queer Performativity. Henry James' ›The Art of the Novel‹. In: *Gay and Lesbian Quarterly* 1, S. 1-16.
Treusch-Dieter, Gerburg (1994): Barbie und Inzest. Das letzte Stadium der Körpermodellierung/Jeder ist der Antikörper des Anderen. In: *Ästhetik und Kommunikation* 87, S. 22-27.